

KRISTOPHER
TRIANA

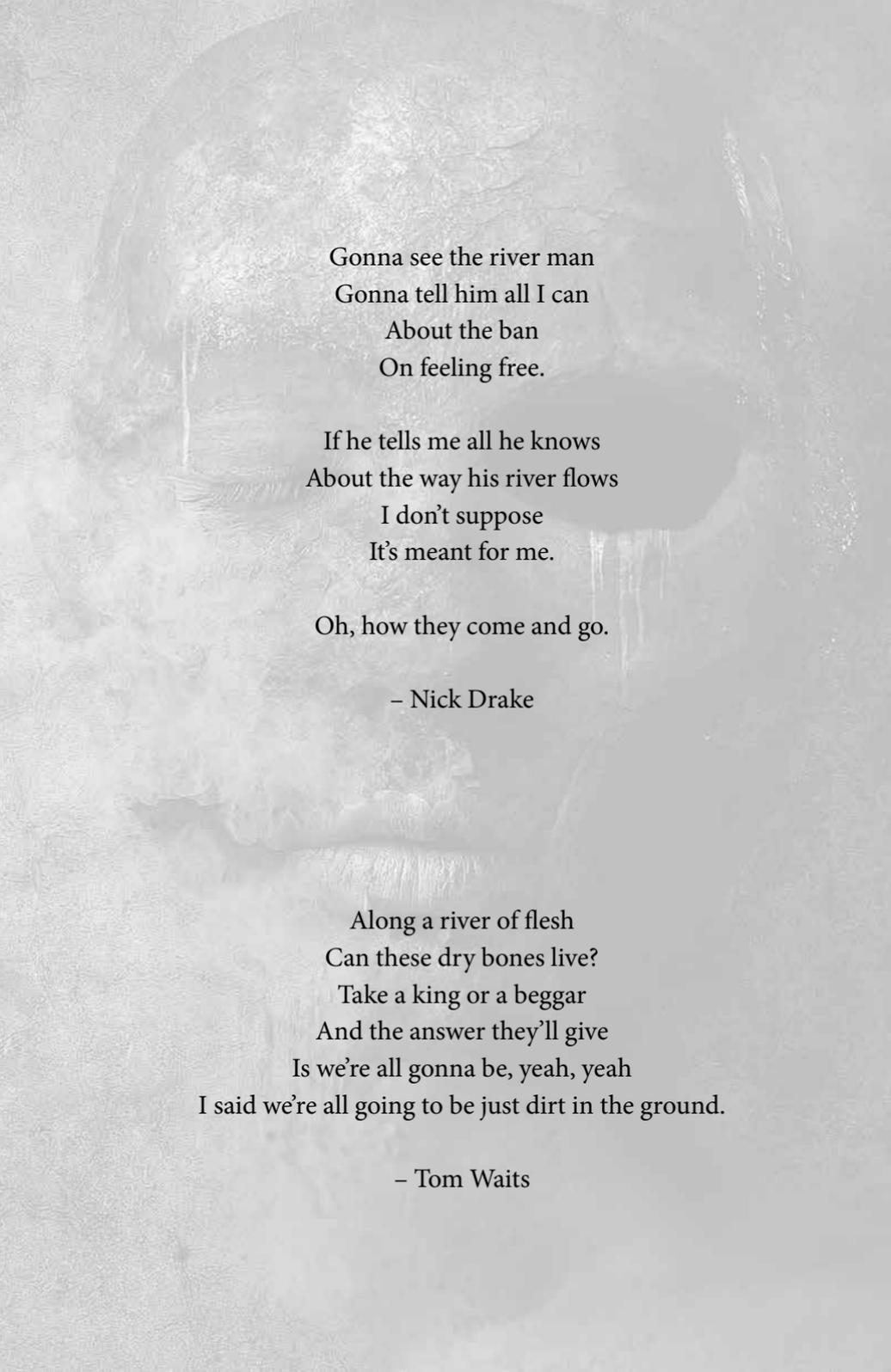
Geh und finde den
RIVER MAN

Aus dem Amerikanischen von Stephanie Pannen

FESTA

Die amerikanische Originalausgabe *Gone to See the River Man*
erschien 2020 im Verlag Cemetery Dance.
Copyright © 2020 by Kristopher Triana

Einmalige Auflage April 2021
Copyright © dieser Ausgabe 2021 by Festa Verlag, Leipzig
Titelbild: www.sabercore23art.com
Signaturseite: AdobeStock/eAlisa
Alle Rechte vorbehalten



Gonna see the river man
Gonna tell him all I can
About the ban
On feeling free.

If he tells me all he knows
About the way his river flows
I don't suppose
It's meant for me.

Oh, how they come and go.

- Nick Drake

Along a river of flesh
Can these dry bones live?
Take a king or a beggar
And the answer they'll give
Is we're all gonna be, yeah, yeah
I said we're all going to be just dirt in the ground.

- Tom Waits

1

Es gibt nur zwei Orte, an denen man Frieden finden kann – im Wald und im Grab.

Wenn er wollte, konnte Edmund fast poetisch sein, trotz seiner schlechten Grammatik und Rechtschreibung. Lori war regelrecht überrascht, dass dieser Satz fehlerfrei war. Seine düsteren Grübeleien waren oft unterstrichen, wie ein schwarzes Fundament unter einer Vielzahl von Farben. Oder vielleicht wirkten die Worte nur düster, weil sie von seinen Lippen kamen. Er hatte schlimme Dinge getan. Lori machten diese Verbrechen nicht so viel aus. Ohne die Morde hätten sie schließlich niemals angefangen, einander zu schreiben.

Sie las den Brief erneut. Edmunds Handschrift war zackig mit großen Bogen, und statt eines Punktes machte er über jedem i ein x. Die Briefe kamen inzwischen regelmäßiger und waren länger. Dieser letzte umfasste vier Seiten. Sie hatte das Gefühl, ihre Beziehung würde sich zu etwas Einzigartigem entwickeln, zu etwas Besonderem. Sie fragte sich, ob diese verrückte Niko auch so viele Briefe erhielt.

Vielleicht schickt er Niko ja genau die gleichen.

Nein. Lori weigerte sich, das zu glauben. Niko war eine dieser irren Personen, die sich einredeten, unsterblich in einen Mörder verliebt zu sein, der von den

Medien sensationalisiert worden war. Doch das, was Lori und Edmund Cox hatten, war zu tiefgründig und komplex, um mit einer Irren verglichen zu werden, die allein aus sexueller Verwirrung heraus handelte. Mit einer solchen Person konnte Edmund auf keinen Fall so reden, wie er es mit Lori tat, selbst wenn Niko japanische Wurzeln hatte und Lori nicht. Edmunds Vorliebe war wohlbekannt. 13 seiner 21 Opfer waren Mädchen asiatischer Abstammung gewesen – drei Koreanerinnen, drei Chinesinnen, eine Vietnamesin und sechs Japanerinnen. Die anderen acht Opfer hätte man mit ihren dunklen Haaren und olivfarbener Haut aber ebenfalls für asiatisch halten können. Lori teilte diese Merkmale. Sie war immer noch Edmunds Typ. Doch was sie miteinander verband, war etwas anderes. Sie verstand ihn auf eine Weise, wie es Niko niemals konnte. Davon war Lori felsenfest überzeugt.

Sie schob den Brief zurück in seinen Umschlag und legte ihn in den Schuhkarton zu den anderen. Einst hatte sich darin ein Paar Stiefel befunden, ein Weihnachtsgeschenk ihrer Eltern. Was würden Mom und Dad sagen, wenn sie wüssten, dass ich darin jetzt meinen Briefwechsel mit Dantons berüchtigtstem Serienkiller aufbewahre?

Es war eine von vielen Schachteln. Die anderen enthielten Notizen, Briefe, Bilder und E-Mails diverser Serienkiller, Amokläufer und anderer verurteilter Mörder, mit denen sie über die Jahre einen Briefwechsel begonnen hatte. Ihr Interesse an Büchern und Dokumentationen über wahre Kriminalfälle war von einem Hobby zu einer Obsession geworden. Es war ihre einzige

Flucht aus der Stumpfsinnigkeit ihrer eigenen Realität, der Leere des Alltags, die schon viel stärkere Frauen als sie erstickt hatte. Und persönliche Nähe zu solchen Gräueln in Menschengestalt verschaffte ihr einen Kick, wie eine pulsierende elektrische Ladung, nach der sie süchtig geworden war. In Gesprächen mit jenen, die Leben genommen hatten, kam sich Lori nicht mehr innerlich tot vor. Ausgerechnet Mörder sorgten dafür, dass sie sich lebendig fühlte.

Lori schob den Karton mit der Aufschrift »Edmund« in die untere Schublade der Kommode und legte einen Stapel ordentlich gefalteter Pullover darüber. Sie hatte die irrationale Angst, dass ein Einbrecher die Briefe stehlen könnte, um sie an einen Verleger oder Sammler von Mörder-Devotionalien zu verkaufen. Noch schlimmer, sie fürchtete, dass jemand durch das Lesen von Edmunds Briefen entdeckte, wie persönlich ihre eigenen Briefe an ihn waren. Das mussten sie sein. Sie musste diesen Männern im Austausch für ihre Geschichten etwas von sich selbst preisgeben, denn ohne diese Intimität verloren sie das Interesse. Sie spielte mit dem Gedanken, sich einen kleinen Safe zuzulegen, doch das Geld war zu knapp. Sie stieß ein langes Seufzen aus. Zwei Uhr nachmittags, und sie trug immer noch schwarze Leggings und ein ausgebeultes T-Shirt mit dem Logo von Guns N' Roses. Haarsträhnen hatten sich aus ihrem Pferdeschwanz gelöst und rahmten ihr Gesicht ein. Sie betrachtete ihr Spiegelbild im schmutzigen Spiegel und fand, dass sie fahl aussah, vielleicht sogar hager.

In sechs Monaten wirst du 40.

Sie schüttelte den Gedanken aus dem Kopf und drehte sich um, als eine Stimme aus dem anderen Zimmer erklang.

»Sissy?«

Abby nannte sie immer noch so, genau wie früher, als sie noch klein gewesen waren. Es war einer der vielen kindlichen Züge, die ihre Schwester nicht hinter sich lassen konnte, obwohl sie zwei Jahre älter war als Lori.

Lori trat in den Flur hinaus. »Ja?«

»Ist schon Zeit zum Mittagessen?«

Lori rieb ihren Nasenrücken. Sie war so in ihre Gedanken über Edmund vertieft gewesen, dass ihr das ganz entfallen war. Essen war ihr nicht besonders wichtig, Abby hingegen schon.

»Ich mag Sandwiches«, sagte Abby, als würde Lori das nicht wissen.

»Willst du eins mit geschmolzenem Käse oder mit Erdnussbutter und Marmelade?«

Abby überlegte noch, als Lori die Küche erreichte. Ihre Schwester dachte immer viel zu lange über die einfachsten Dinge nach. Abby zwirbelte eine Haarsträhne zwischen den Fingern und kaute auf ihrer Unterlippe herum. Die Stirn unter ihrem Pony war gerunzelt. Lori riss den Kühlschrank ein wenig zu schwungvoll auf. Manchmal war es schwer, nicht von Abby genervt zu sein.

»Ich mache welche mit Erdnussbutter und Marmelade«, sagte Lori ihr.

»Okay, Sissy.«

Abby schlurft mit ihren krummen Beinen mühsam zum Küchentresen und ihre bestrumpften Füße rauschten über die Fliesen wie ein Regenschauer. Sie strich mit ihren Fingerspitzen den Rand entlang und schielte fast, während sie die Schmetterlinge anlächelte, als ob sie jeden Moment zum Leben erwachen und von der Keramik wegflattern würden. Lori machte ein Sandwich für Abby und eines für sich selbst, öffnete den Beutel mit Babykarotten und schenkte zwei Gläser Milch ein.

»Triffst du heute deinen Freund?«, fragte Abby.

»Nein. Morgen.«

»Du magst ihn gern, oder?«

Lori kicherte. Im Gegensatz zu Niko verspürte sie kein Verlangen nach dem Mann, nur intensive Neugier. Doch es gab keine Möglichkeit, das ihrer Schwester zu erklären.

»Wirst du ihn heiraten?«, fragte Abby.

Lori schmunzelte und war sich nicht sicher, ob Abby sie auf den Arm nahm. »Ich weiß nicht. Denkst du, ich sollte?«

Abby hörte zu kauen auf. Ihre Stirn legte sich in tiefe, nachdenkliche Falten. Lori wartete. Sie hätte schwören können, dass sich die Pupillen ihrer Schwester erweiterten, wenn sie richtig nachdenken musste. So war es schon immer gewesen, oder zumindest kam es ihr so vor. Lori wischte Abby ein bisschen Marmelade vom Kinn, gleich über der Narbe, einer von vielen.

»Wenn Leute sich lieben«, verkündete Abby, »dann müssen sie heiraten.«

Lori starrte in ihre Milch und schob das Glas gedankenverloren hin und her. Jetzt war sie diejenige,

die überlegen musste, was sie als Nächstes sagte. Was sie Abby erzählen würde. Ihren Kollegen und Freunden. Sich selbst.

Lori kam immer 20 Minuten früher, um den Papierkram auszufüllen und die zahlreichen Sicherheitskontrollen hinter sich zu bringen. Sie wollte auf keinen Fall, dass dieser Blödsinn die begrenzte Zeit, die sie mit Edmund reden konnte, noch weiter verkürzte. Es grenzte ohnehin an ein Wunder, dass sie ihn besuchen durfte. Die Gesetze waren von Staat zu Staat unterschiedlich, und es hieß, persönliche Besuche würden demnächst der Vergangenheit angehören und durch »sicherere« Varianten via Skype und andere Onlinevideoplattformen ersetzt werden. In den drei Monaten, seit sie ihn das erste Mal in Varden Prison besucht hatte, war Lori der Ablauf in Fleisch und Blut übergegangen. Keine freizügige Kleidung, nicht mal Shorts. Keine Hüte oder andere ungewöhnliche Accessoires. Keine Medikamente, Zigaretten oder *irgendetwas*, das als Waffe benutzt werden konnte. Lori nahm immer nur wenig mit. So kam sie schneller durch die Sicherheitskontrolle. Sie hatte nur ihren Ausweis und ein bisschen Geld für den Snackautomaten dabei, damit sie Edmund seine Cheese Doodles und sein Yoo-hoo kaufen konnte. Ihn bei Laune zu halten war einer der vielen Schritte, die sie unternahm, um ihre Konkurrenz auszustechen, wenn es darum ging, ihn zu besuchen und ihm zu schreiben.

Er saß bereits am Tisch, als sie den Raum betrat. Die Ärmel seines Hemdes waren hochgekrempt und

enthüllten haarige Unterarme und verblasste Amateur-tattoos – Schädel, Rosen, Dolche, ein Schlachtschiff. Seine großen Hände hatten so viele Dinge getan, die die meisten Menschen niemals erleben würden. Das ließ sie mit einer seltsamen Kombination aus Angst und ehrfürchtiger Wonne erschauern.

Sein Blick fiel auf Lori, und wieder lief ihr ein Schauer über den Rücken. Obwohl er nicht gerade das war, was man als attraktiv bezeichnen würde, hatte Edmund Cox eine Intensität an sich, die ihn sehr maskulin wirken ließ. Er war anziehend trotz seiner pockennarbigen Wangen und des Grabsteingraus seiner Augen. Sein Lächeln erinnerte sie an das gelbliche Grinsen eines Opossums. Seine Haare waren wirr und sein Kinn war unrasiert. Er sah genauso hinterwäldlerisch aus, wie er war.

»Hallo, Süße«, sagte er.

Lori bemühte sich, nicht zu erröten, während sie auf ihn zuging. »Hey, Edmund.«

»Hast du mir was zum Knabbern mitgebracht?«, fragte er. Sie legte den Beutel Käseflips auf den Tisch und öffnete die Flasche Yoo-hoo für ihn. »Du bist immer so gut zu mir.«

»Ich kümmere mich einfach gern um dich.«

Sie wusste, dass es vermessen war, doch sie konnte der Gelegenheit, mit ihm zu flirten, nicht widerstehen. Sie wollte ihre Beziehung nicht in eine sexuelle Richtung führen, doch sie machte sich auch keine Illusionen. Er war ein Strafgefangener und sie eine freie Frau. Wenn sie ihre Weiblichkeit benutzen konnte, um einem

Mörder seine dunkelsten innersten Wahrheiten zu entlocken, war sie sich dafür nicht zu schade. Bei ihren Briefen hatte es ihr mit Sicherheit geholfen. Es war einer der Gründe, warum sie jetzt hier vor ihm saß.

Edmunds kräftiger Körper zitterte, als er auflachte. »Du bist echt süß. Ja, das bist du.«

Er trank einen Schluck von seinem Schokodrink, und als er den Kopf zurücklegte, konnte Lori die Narbe am Halsansatz sehen, wo er von der Polizei auf der Flucht angeschossen und seiner Mordserie damit ein Ende gesetzt worden war. Sie machte ihn nur noch interessanter. Seine Wirkung auf Lori war anders als alles, was sie je zuvor verspürt hatte, eine Macht, die sie zu ihm hinzog, selbst wenn sie hätte widerstehen wollen. Es war weder Charisma noch Persönlichkeit, sondern Energie, schroff, instinktiv und unerbittlich, eine unaufhaltsame Naturgewalt.

»Hast du meinen neuen Brief gelesen?«, fragte er.

»Natürlich.« Lori richtete sich auf. Der Brief war ernster gewesen als die anderen davor. Er hatte ihr eine besondere Gelegenheit angeboten, eine Möglichkeit, Edmunds andere interessierte Parteien auszustechen. »Mindestens dreimal.«

Er wartete darauf, dass sie weitersprach. »Und?«

Lori umfasste vor Nervosität ihre Knie. Sie kam sich vor wie bei einem Bewerbungsgespräch, was es in gewisser Weise ja auch war. Sie hatte sich selbst nie als Autorin gesehen, doch die Art von Informationen, die Edmund ihr über seine Vergangenheit gegeben hatte, würden ihr einen tollen Buchvertrag verschaffen.

Vielleicht würde sie ja in einer Dokumentation landen, so wie die, die sie sich so gern ansah, und zu einem Teil der Kriminalgeschichte werden.

»Du weißt, dass ich alles für dich tun würde«, sagte sie.

Die Augen des großen Mannes begannen zu funkeln. Sie spiegelten ein Licht wider, das nicht existierte.

»Und das wirst du«, erwiderte er. »Du bist willig, Lori. Das macht dich besonders. Ich wusste schon bei deinem ersten Brief, dass du dich von den anderen Groupies unterscheidest.«

Lori widerstand dem Drang, ihr Gesicht zu verziehen. Sie hasste dieses Wort. *Groupie*. Es schmälerte das, was sie war oder zumindest sein wollte. Sie war nicht wie Niko. Lori wollte die Geschichte, nicht den Mann; die Wahrheit, nicht die Illusion. Edmund fuhr fort und seine Stimme wurde immer tiefer.

»Darum habe ich dir – und nur ein paar anderen – erlaubt, mich zu besuchen. Du glaubst gar nicht, wie viele Leute mir schreiben. Ein Großteil von denen will mir nur sagen, wie sehr sie mich hassen, aber ich habe auch eine Menge Fans. Das hätte ich nie erwartet, aber sobald man mich in diesen Käfig hier gesteckt hat, begannen die Fanbriefe einzutrudeln. Ich habe versucht, allen zurückzuschreiben, aber ich bin nicht so gut darin, und es waren einfach zu viele. Aber dein Brief stach wirklich heraus.«

Lori lächelte. Sie hatte Tage an diesem Brief gesessen, ihn am Computer immer wieder umformuliert und alles mit eingearbeitet, was sie aus ihren vorherigen Schriftwechseln mit inhaftierten Männern gelernt hatte, um ihre,

wie sie hoffte, bisher beste Eröffnung anzufertigen. Als sie schließlich mit ihm zufrieden war, druckte sie ihn aus und kopierte ihn handschriftlich mit einem Filzstift auf ein dickes Blatt Papier. Das ließ ihn persönlicher erscheinen – wie einen Brief aus tiefstem Herzen. Es erinnerte sie an ihre Jugendzeit vor Handys und dem Internet, als es normal war, handgeschriebene Zettel weiterzureichen, und sich Freunde lange Briefe schrieben, wenn sie fort waren. Sie vermisste das. Sie vermisste viele Dinge.

»Also«, sagte Edmund. »Nimmst du diese ... Suche an?«

Sie atmete tief durch. Der Moment, auf den sie gewartet hatte.

»Ja, Edmund. Ich fühle mich geehrt, dass du mir diese Aufgabe anvertraust.«

Der kräftige Mann lehnte sich vor. Sie konnte ihn jetzt fast riechen. Es war eine Mischung aus Körpergeruch – Achselschweiß und Ohrenschmalz, Blut und Fleisch toter Tiere. Ihr fiel auf, wie viel Dreck er unter den Fingernägeln hatte.

»Du findest den Schlüssel im Korb«, wiederholte er die Anweisungen aus seinem Brief. »Du findest ihn im tiefen Tal von Killen, entlang des Hollow River, in der Hütte, von der ich dir erzählt habe. Die, von der *sie* niemals erfahren dürfen.«

»Du kannst dich auf mich verlassen. Ich bringe dir den Schlüssel, sobald ...«

»Nein. Du bringst ihn nicht mir. Er gehört mir nicht mehr, verstehst du? Du musst ihn zum River Man bringen.«

Davon hatte nichts im Brief gestanden.

»Wer ist das?«

»Er lebt unten am Fluss, auf der anderen Seite des Ufers, an dem meine Hütte liegt.«

Lori zuckte mit den Schultern. »Aber ... wie soll ich ihn finden? Ich meine, wie heißt er? Hast du eine Adresse?«

Edmunds Lippen verzogen sich zu einem Lächeln. »Er ist einfach der River Man. Er ist auf keiner Karte zu finden. Hat eine Hütte, aber keine Adresse. Der Fluss ist sein Zuhause. Folge der Strömung flussabwärts. Du wirst ihn finden, wie ich ihn gefunden habe. So wie er meine Lori finden wird.«

»Er erwartet mich?«

Edmund nickte. »Und du wirst ihn erkennen, wenn du ihn siehst. Es ist wichtig, zu Ende zu bringen, was du begonnen hast.«

Lori bekam einen trockenen Mund. »Nur damit ich das richtig verstehe ... Du hast gesagt, es würde nichts sein, das ...«

Er hob eine Hand, um sie zum Schweigen zu bringen. »Ich bitte dich nicht, meine Morde für mich fortzuführen. Auch nicht jemanden zu verletzen oder Drogen zu schmuggeln. Du bringst einen Schlüssel zurück ... oder gibst ihn weiter. Kommt drauf an.«

»Worauf?«

»Auf dich.«

Lori schluckte. Ihre Kehle fühlte sich wie Sandpapier an, als ob sie vor einem großen Publikum sprechen müsste. Die Aufgabe hatte zuerst einfach geklungen:

zu einer alten Hütte, die Edmunds Familie gehörte, in einem Ort namens Killen fahren und einen Schlüssel finden. Das war alles, was im Brief gestanden hatte. Sie wollte es schon allein deshalb tun, um die Hütte zu sehen, ganz zu schweigen von dem Nutzen, den sie daraus ziehen würde, wenn Edmund sie für eine verlässliche Freundin hielt. Doch jetzt sollte sie diesen Schlüssel auch noch zu einem Einsiedler bringen, der in irgendeinem unwirtlichen Waldgebiet am Fluss lebte. Darüber hinaus gab sich Edmund auch noch geheimnisvoll. Eine Spur Widerwille stieg in ihr auf und sie gab ihr Bestes, ihn zu unterdrücken. Sie durfte sich von ihren Bedenken nicht die Chance vermasseln lassen, Edmunds Vertrauen zu gewinnen. Er hatte nicht Niko darum gebeten oder eine seiner anderen unbedeutenderen Bewunderinnen. Er hatte Lori auserwählt. Sie wollte diesem geschenkten Gaul nicht ins Maul schauen, ganz egal wie scharf seine Zähne zu sein schienen.

»Also gut«, sagte sie. »Was immer du willst, Edmund.«

2

Sie konnte Abby nicht allein lassen. Loris Schwester konnte sich nicht um sich selbst kümmern, nicht mal für ein, zwei Tage. So lange, schätzte Lori, würde die Reise nach Killen ungefähr dauern. Abby kam in der Wohnung klar, wenn Lori arbeiten musste, aber selbst dann hasste sie es, wenn ihre Schwester wegging, und fragte wiederholt, wann sie zurückkommen werde. Es hatte mehrere Gespräche benötigt, um sie davon abzubringen, jeden Abend im Diner anzurufen, wenn Lori dort kellnerte. Als Lori an ihren freien Tagen anfang, für Uber zu fahren, musste sie erneut mit Abby darüber diskutieren, warum sie ihre Schwester nicht auf diesen Fahrten begleiten konnte.

Dieses Gespräch würde noch viel schwieriger werden.

»Du kannst nicht mitkommen, Abby.«

Ihre Schwester begann zu schmollen. »Sissy! Ich will auch mit! Ich will nicht hierbleiben!«

»Du wärst nicht allein, du hättest ...«

»Kein Babysitter! Ich bin kein Baby!«

Lori seufzte. Diese Reise war etwas für sie. Keineswegs ein Urlaub, aber dennoch eine kleine Ruhepause, ein Geschenk, das sie sich selbst machte, nach all der harten Arbeit und den Opfern, die sie täglich brachte, um Abby und sich davor zu bewahren, auf der Straße zu

landen. Ihre Schwester dabeizuhaben würde es irgendwie verderben oder sie zumindest beeinträchtigen.

»Das ist unfair«, jammerte Abby mit Tränen in den Augen. »Du hast immer den ganzen Spaß. Ich muss immer hierbleiben.«

»Spaß? Du meinst die Arbeit? Es macht keinen Spaß, zu kellnern oder Leute zum Flughafen zu fahren, Abby. Und diese Reise wird nicht viel Spaß machen. Es ist nur ein Marsch durch den Wald. Das ist zu schwer für dich.«

»Ich will aber mitkommen!« Abby schniefte. »Ich will bei Sissy sein.«

Lori seufzte erneut. Wenn Abby so war, blieb sie in dieser schlechten Stimmung, bis sie bekommen hatte, was sie wollte. Sie war geistig zu eingeschränkt, um Vernunft oder Kompromisse verstehen zu können. Sie würde die Arbeit jedes Betreuers unmöglich machen. Sie würde nicht schlafen und nicht essen. Bis zu Loris Rückkehr wäre es ein einziger Wutanfall, und das wollte sie niemandem antun, auch nicht Abby selbst. Sie war Loris Verantwortung. Ihre Bürde, ihr Fluch. Sie konnte sie nicht an jemand anderen übertragen, nicht mal für kurze Zeit.

Lori wusste durch ihre Recherche, dass Killen eine ländliche Kleinstadt mit nicht mal 500 Einwohnern war. Edmund hatte ihr gesagt, dass es Pfade zu der Hütte am Fluss gab, also würde der Marsch nicht zu schwierig werden. Sie konnten ja für alle Fälle Abbys Krücken mitnehmen.

Dennoch zögerte sie.

»Abby, wie wäre es damit – wenn du dich benimmst,

während ich weg bin, gehen wir an meinem nächsten freien Tag irgendwohin, wo es viel lustiger ist.«

Abby verzog trotzig ihr Gesicht. Sie schüttelte den Kopf und ihre Haare wirbelten herum. »Sissy hat nie frei! Nie! Ich bin immer allein ...«

Ihre Worte wurden zu unverständlichem Schluchzen, als sie die Hände an ihr Gesicht hob. Lori hielt sie zurück, bevor sie sich mit den Fingernägeln blutig kratzen konnte. Das tat Abby oft, wenn sie einen ihrer Wutanfälle hatte.

»Abby! Bitte ...«

»Lass mich nicht allein, Sissy! Lass mich nicht allein wie Mommy und Daddy! Lass mich nicht allein wie Petey!«

Lori hatte ihren großen Wanderrucksack und Abby ihre lila Sailor-Moon-Tasche. Alles lag auf ihrem Bett. Abbys Medikamente. Waschzeug. Stift und Papier. Unterwäsche und Socken. Wasserflaschen, Snacks und Sandwiches. Kompass. Taschenmesser. Zwei Taschenlampen und zusätzliche Batterien. Bärenabwehrspray – nur für alle Fälle. Und vor allem der Brief mit Edmunds Anweisungen. Außerdem hatte Abby darauf bestanden, ihre Bauchtasche mitzunehmen, die sie gern mit kleinen Dingen füllte, die sie glücklich machten. Abbys Glücksbringer, eine Hasenpfote, würde sie begleiten, genau wie ihre kleine Hundepuppe Mongo. Es schien fast zu viel Zeug zu sein, doch Lori fand es besser, zu haben und nicht zu brauchen, als zu brauchen und nicht zu haben. Sie war nicht sicher, wie lange sie unterwegs sein würden.

»Ein Abenteuer«, sagte Abby lächelnd. »Genau wie im Fort.«

Lori nickte. Als sie klein gewesen waren, hatten sie aus alten Paletten, die ihr Vater von der Rückseite eines Supermarktes geholt hatte, ein Fort gebaut. Es war eine wacklige, modrige Kiste voller Holzsplitter und rostiger Nägel gewesen, doch für sie hatte es so viele verschiedene Sachen dargestellt – ein Disney-Schloss, einen Kriegsbunker, einen Salon für Teepartys, eine Parallelwelt. Es war eine der wenigen Zeiten in ihrem Leben, an die Lori gern zurückdachte.

Doch das war lange her, damals, als die Dinge noch einfacher gewesen waren, als Abby noch in anderer Hinsicht als wegen ihres Alters eine große Schwester gewesen war und ihr kleiner Bruder noch gelebt hatte. Wie immer bemühte Lori sich, jeden Gedanken an Pete so weit wie möglich zu vermeiden, sodass er zumindest für eine kurze Zeit zu existieren aufhörte.

»Genau wie im Fort«, sagte Lori. »Wir werden sogar eine Art Fort suchen. Es gehört meinem besonderen Freund.«

Abby schnaubte. »Du meinst deinen festen Freund. Du heiratest ihn doch, oder, Sissy?«

Sie grinste. Die Prothese, die sie statt ihrer oberen Schneidezähne trug, musste gereinigt werden. Darum würde sich Lori vor ihrer Abreise noch kümmern müssen. Abby hatte immer ein Funkeln in den Augen, wenn Lori von Edmund sprach. Es war eine Erinnerung an das Mädchen, mit dem Lori aufgewachsen war, die ausreichte, um sich zu wünschen, ihre Schwester würde wieder

klar denken können. Doch ihr war bewusst, dass es ein hoffnungsloser Wunsch war. Wenn Abby klar denken könnte, hätte sie bereits gewusst, wer Edmund Cox war. Sie hätte ihn in den Nachrichten oder in der Zeitung gesehen. Doch so wie die Dinge lagen, war Abby nicht an den Nachrichten interessiert. Sie bevorzugte Cartoons und Musicals. Und sie las nicht mehr, auch wenn sie es liebte, wenn Lori ihr etwas vorlas. Sie wusste nicht, was Edmund getan hatte, verstand nicht, wer er war.

»Vielleicht werde ich ihn heiraten«, scherzte Lori.
»Vielleicht.«

»Das wirst du. Ich weiß es. Du liebst ihn.«

»Also, wenn ich ihn heirate, wirst du natürlich meine Brautjungfer.«

Abby blinzelte. Ihre Lider bewegten sich nicht synchron.
»Was ist das?«

»Das ist die wichtigste Freundin der Braut.«

Abby grinste. Die Narbe auf ihrem Kinn dehnte sich wie ein Toffee und wurde fast doppelt so breit wie die auf ihrer Stirn, wo ihr Schädel aufgebrochen war.

»Ich bin Sissys beste Freundin«, sagte sie.

Lori legte einen Arm um ihre Schwester, und als sich Abby wie ein Haustier an sie schmiegte, gab sie ihr einen Kuss auf den Kopf. Sie war mehr als ihre beste Freundin. Sie war Loris einzige Verwandte.

Der Regen verlieh dem bereits trostlosen Oktobermorgen eine zusätzliche Schicht Grau. Seine Feuchtigkeit trieb die Kälte tiefer in ihre Knochen.

Die Schwestern fuhren mit moderater Autoheizung, doch das Fenster musste einen Spalt offen stehen, damit Abby nicht schlecht wurde. Kalte Luft strömte herein und schnitt wie Eiszapfen über Loris Haut. Sie sehnte sich jetzt schon nach der Hütte. Sie stellte sie sich als gemütliches kleines Blockhaus vor, ein Ort, an dem Edmund wohlige Winternächte verbringen würde, wenn die Dinge anders lägen. Die Morgendämmerung war vorbei, doch das Wetter ließ es so aussehen, als würde das Tageslicht niemals kommen. Birken und Ahornbäume säumten die Bundesstraße und ihre feuchten, herunterhängenden Äste bildeten einen rotbraun gesprenkelten Laubtunnel, während bereits kahle Zweige wie Krallen in den Himmel ragten. Sie hatten Killen gerade erreicht, doch seit fast einer Dreiviertelstunde kein anderes Auto gesehen.

»Es ist wie im Märchen«, sagte Abby.

»Was denn?«

»Der Wald hier. Ich glaube, das ist ein magischer Wald, oder, Sissy?«

Abby drehte die Hasenpfote zwischen ihren Fingern und strich über die Stelle, wo schon seit Jahren kein Fell mehr war. Sie trug ihre pinkfarbene Baseballkappe der Boston Red Sox und hinten ragte ihr Pferdeschwanz heraus. Abby interessierte sich nicht für Baseball. Sie liebte einfach die Farbe und den Buchstaben B. *Das ist der erste Buchstabe von Biene, Sissy.*

»Das werden wir noch herausfinden, schätze ich«, sagte Lori. »Magie ist immer dort, wo man sie am wenigsten erwartet.«

Es gefiel ihr, dass Abby keine Angst vor dem Wald zu haben schien. Es würde viel einfacher sein, wenn sie keine Angst hatte. Damit kam sie nicht gut klar. Lori hatte schon oft miterlebt, wie sie davon überwältigt wurde. Die Medikamente ließen diese Anfälle unerklärlicher Angst weniger regelmäßig auftreten, machten sie aber nicht weniger extrem, wenn sie wie eine Schar Ameisen über Abby herfielen. Im Lauf der Jahre hatte Lori Strategien entwickelt, um ihre Schwester zu beruhigen, doch manchmal war es schwer, sie wieder auf den Boden der Tatsachen zurückzuholen, und es brach Lori einfach immer wieder das Herz.

Die Straße krümmte sich wie eine Schlange durch die Hügel und die Reifen des Ford klangen auf der regennassen Straße, als ob ihnen der Asphalt etwas zuflüsterte. Lori stellte das Radio an, fand aber fast nur Rauschen. Die einzige Station, die durchkam, hatte sich dem Blues verschworen. Sie ließ die Musik leise laufen – erst Howlin' Wolf, der darüber sang, im Wald zu leben, dann flüsterte Skip James etwas über einen Hard Times Killing Floor. Als schließlich ein Lied namens »You Better Run« folgte, schaltete sie das Radio wieder aus. Der Text zu Junior Kimbroughs hypnotischer Melodie beunruhigte Lori, besonders da ihre Schwester mithörte. Es ging um eine versuchte Vergewaltigung mit vorgehaltenem Messer. Das Geräusch der Herbstluft, die durch die Fenster hereinströmte, war eine willkommene Abwechslung. Nebel stieg aus dem Tal auf, ein Hinweis auf den nicht weit entfernt liegenden Fluss. Er trieb durch die Berge wie ein düsterer Traum.

Sie erinnerte sich an Edmunds Worte.

Der Schlüssel gehört mir nicht mehr, verstehst du? Du musst ihn zum River Man bringen.

Lori setzte sich auf und umfasste das Lenkrad etwas fester. Dann knabberte sie an der Nagelhaut eines Fingers und redete sich ein, dass sie nur wegen der kalten Brise, die durch das Fenster hereinkam, eine Gänsehaut hatte. Die ganze letzte Nacht hatte sie sich im Bett herumgewälzt, sich entschlossen, Edmunds seltsamer Bitte nicht nachzukommen, und ihre Meinung dann doch wieder geändert. Als sie schließlich eingedöst war, hatte es sich um einen unruhigen Schlaf gehandelt, immer wieder unterbrochen von Albträumen, in denen sie sich im Wald verirrt und Abby verloren hatte. Lori nahm an, dass es normal war, nervös zu sein, vielleicht sogar ein bisschen besorgt. Wer wusste schon, wer dieser River Man war? Er hatte nicht mal einen richtigen Namen, zumindest keinen, den Edmund erwähnt hätte. Wenn diese geheimnisvolle Person ein Freund von ihm war ... Bedeutete dies, dass er die gleichen Dinge wie Edmund mochte – Gewalt, Vergewaltigung und Mord? Jetzt, da sie mehr als nur Brieffreunde waren, redete sich Lori gern ein, dass sie Edmund am Herzen lag oder er sie zumindest nicht verlieren wollte. Seine Briefe waren ziemlich forsch und anzüglich. Er hatte deutlich gemacht, dass er an mehr als einer platonischen Freundschaft interessiert war, besonders wenn Lori durchblicken ließ, nicht abgeneigt zu sein. Es ergab keinen Sinn, dass er sie in Gefahr bringen würde. Doch das war keine Garantie, dass dieser Einsiedler im Wald

ihr nichts tun würde, oder? Und was war mit Abby? Vielleicht hätte sie ihre Schwester doch besser daheim lassen sollen.

Doch jetzt war es zu spät dafür. Wenn sie den Schlüssel nicht rechtzeitig fand, würde Edmund vielleicht ungeduldig werden und Niko die Aufgabe anvertrauen. Jetzt, da sie wusste, dass sie Edmund den Schlüssel nicht bringen sollte, warf das weitere Fragen auf. Was öffnete der Schlüssel? Warum hatte Edmund ihn, wenn er jemand anderem gehörte? Sie hatte sich nicht zu fragen getraut. Es hätte misstrauisch gewirkt, und das wäre für diese ganze Sache ziemlich kontraproduktiv gewesen.

Als sie um eine scharfe Kurve gebogen waren, öffneten sich die Bäume wie ein hungerndes Maul und gewährten ihren ersten Blick auf den Hollow River. Das Wasser floss langsam, aber beständig dahin, eine grünlich graue Strömung hinter dichtem Nebel, der die Umgebung wie in Trockeneis hüllte und sich mit jedem Regentropfen ausweitete.

»Gehen wir segeln, Sissy?«

»Nein, Abby. Wir wandern nur am Fluss entlang.«

»Wir gehen zum Fort deines Freundes. Da können wir Schloss spielen, genau wie früher, erinnerst du dich noch? Ich weiß, ich bin jetzt erwachsen, aber ich hab nachgedacht, verstehst du? Wir können eine Teegesellschaft mit Mongo machen. Nur um der, du weißt schon, alten Zeiten willen.« Sie sah zum Rücksitz, wo der Plüschhund oben aus ihrem Rucksack lugte. »Ich weiß nicht, ob echte Hunde Tee mögen, aber ich denke, wir sollten eine Teegesellschaft machen, wenn wir schon

in einem Fort sind, oder, Sissy? Genau wie als wir klein waren.«

Lori tätschelte die Hand ihrer Schwester. Sie war kalt und knochig. Abby war zwar langsam, machte sich aber keine Illusionen über die Tatsache, dass sie eine 42-jährige Frau war. Sie mochte kindliche Dinge, aber keine kindischen Spiele oder Fantasien. Doch sie war sentimental, was das Leben anging, das sie vor 30 Jahren geführt hatten. So ging es Lori zwar nicht, sie konnte es jedoch nachvollziehen.

Abby schien in gewisser Hinsicht zu verstehen, dass sie damals anders gewesen war, und Lori vermutete, dass sich ihre Schwester insgeheim danach sehnte, wieder so zu sein.

»Mal sehen, wie die Hütte aussieht«, sagte Lori. »Wenn es sauber genug ist, können wir dort ein kleines Picknick machen und zu Mittag essen. Wie wäre es damit?«

Abby lächelte, doch ihre Augen wirkten traurig, ein wenig enttäuscht. Fast hätte Lori ihr gesagt, dass sie in der Hütte spielen würden, solange sie dort waren, konnte sich jedoch kurz vorher stoppen. Sie wollte keine Zeit verschwenden, solange sie sich in diesem Wald befanden. Sie hatten Schlafsäcke mitgenommen, nur für den Fall, dass sie sie brauchen würden, doch sie hoffte, den Schlüssel noch vor Einbruch der Dunkelheit zum River Man bringen zu können. Wenn sie bis zum Sonnenuntergang aus dem Wald sein wollten, durften sie nicht herumtrödeln.

Der Regen schien sich zu amüsieren. Er hämmerte auf den Wagen ein, wurde dann zu einem Nieseln und begann dann wieder von vorn, wie um anzugeben, als sie um die letzte Kurve bogen, bevor der Asphalt endete. Der schlammige, unbefestigte Weg vor ihnen ließ Lori zögern. Ihr Wagen hatte einen Zweiradantrieb und brauchte neue Reifen, neben neuen Bremsen, einem neuen Motor und einem Haufen anderer Dinge, die sie sich nicht leisten konnte. Wenn sie weiterfuhr, würden sie stecken bleiben, und der Fluss war in Sichtweite, vielleicht eine Viertelmeile von ihnen entfernt. Sie fuhr an den Straßenrand und parkte unter einem Blätterdach von Ahornbäumen, die sich unter dem Gewicht des Sturms bogen.

»Es regnet, Sissy.«

»Ich weiß. Wir haben unsere Regenmäntel. Wir schaffen das schon.«

Lori griff nach hinten zur Rückbank. Bei ihrem handelte es sich um einen praktischen grauen Mantel, der ihr bis zur Hüfte reichte, während Abbys Jacke leuchtend gelb war und sie wie einen Fischer aussehen ließ. Sie trugen beide Stiefel. Hoffentlich würde Abby ordentlich durch den Matsch kommen.

»Also gut«, sagte Lori. »Dann ziehen wir mal die Mäntel an und holen unsere Sachen aus dem Kofferraum.«

Lori beobachtete, wie ihre Schwester zum hinteren Teil des Wagens ging, doch es schien Abby nicht schwerer zu fallen als gewöhnlich. Sie holten ihr Gepäck heraus und Lori befestigte die Schlafsäcke an ihrem

großen Rucksack, den sie sich zum Zelten mit Matt gekauft hatte, bevor er ihrer wie all die anderen überdrüssig geworden war. Er war ein Naturbursche gewesen und hatte ihr viel darüber beigebracht, in der Wildnis zu sein, kleine Tipps und Techniken, die sie jetzt gut gebrauchen konnte.

Manchmal vermisste sie Matt. Er war ihr letzter fester Freund gewesen und hatte sie vor über fünf Jahren verlassen. Jetzt war es die Mühe, jemand Neues zu finden, einfach nicht wert. Sie hatte körperliche Intimität mit Männern durch eine Art mentaler Intimität ersetzt, die Art, die sie mit Edmund entwickelt hatte.

»Es regnet, Sissy.«

»Ich weiß. Das hast du schon gesagt.«

Manchmal gingen ihr Abbys ständige Wiederholungen auf die Nerven. Doch heute musste sie ruhig bleiben. Es lagen schon genug Herausforderungen vor ihnen, auch ohne kleinliche Streitereien.

Lori schloss den Wagen ab, zog die Kapuze ihrer Regenjacke auf und umfasste die Tragegurte ihres Rucksacks, um ihn höher zu stellen. Sie drehte sich zu dem langen Weg aus Matsch und Kieseln um, der vor ihnen ins Tal mäanderte wie ein Strom aus braunem Blut – dem Blut der Wälder, dem Blut der Welt. Sterbende Bäume säumten den Pfad. Ihre kahlen Äste schwankten sanft im Wind und es sah aus, als würden sie Lori und Abby zuwinken, sie in ihrer Umarmung willkommen heißen.

»Dann wollen wir mal.«

Lori ging los, hörte jedoch keine Schritte hinter sich. Als sie sich umdrehte, stand Abby noch an der gleichen

Stelle wie vorher. Sie starrte auf den Fluss. Sie hatten noch nicht mal die Straße verlassen, und schon wirkte ihre Schwester verloren.

»Abby, komm schon. Wir müssen auf den Wanderweg.«

Ihre Schwester sah sie an, sagte jedoch nichts.

»Willst du dir nicht das Fort anschauen?«

Abby blickte zu Boden und dachte darüber nach. Dann nickte sie.

»Okay. Dann lass uns weitergehen.«

Sie legte ihre Hand auf Abbys Oberarm, um ihre Schwester zu führen. Das Zögern, das sie in ihrem Gesicht sah, irritierte sie. Andererseits ergab nicht alles, was Abby tat, einen Sinn. Ihr Hirnschaden brachte sie an Orte, die niemand sonst verstehen konnte. Manchmal wurde sie vom Labyrinth ihres Verstandes verschluckt, manchmal brachte es grundlose Angst, dann wieder führte es zu einem fast katatonischen Zustand. So etwas konnten sie gerade nicht gebrauchen. Es war zu früh, um Abby ihre nächste Dosis Medikamente zu geben, aber vielleicht in einer Stunde oder so.

»Wie lange wird es regnen, Sissy?«

Lori atmete erleichtert auf. Abby sprach wieder. Sie nahm das als gutes Omen.